GENDER OPEN REPOSITORIUM

Arbeit und soziale Ungleichheit : Gesellschaftstheoretische Beiträge

Lemmermöhle, Doris

2004

https://doi.org/10.25595/990

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lemmermöhle, Doris: *Arbeit und soziale Ungleichheit : Gesellschaftstheoretische Beiträge*, in: Glaser, Edith; Klika, Dorle; Prengel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Gender und Erziehungswissenschaften (Bad Heilbrunn / Obb.: Klinkhardt, 2004), 237-254. DOI: https://doi.org/10.25595/990.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

HANDBUCH
GENDER UND ERZIEHUNGSWISSENSCHAFT

herausgegeben von

Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Prengel



2004

VERLAG JULIUS KLINKHARDT • BAD HEILBRUNN / OBB.

Für Prof. Dr. Doris Knab
zum 75. Geburtstag

Die Deutsche Bibliothek – Cip-Einheitsaufnahme

Ein Titelsatz für diese Publikation ist bei
der Deutschen Bibliothek
erhältlich.

2004.7.Ll. © by Julius Klinkhardt.
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Druck und Bindung:
AZ Druck und Datentechnik, Kempten
Printed in Germany 2004
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier
ISBN 3-7815-1323-8

Einleitung 9
Edith Glaser/Dorle Klika/Annedore Prengel

Wissenschaftsforschung, Disziplin Erziehungswissenschaft und Geschlecht ... 16
Edith Glaser/Karin Priem

1 Theoretische Perspektiven auf die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung

DerDieDas Subjekt und die Welt – Bildungstheoretische Beiträge 33
Dorle Klika

Zwischen Eigenem und Fremden – Phänomenologische Beiträge 47
Johanna Hopfner

Das Geschlecht als semiotischer Unterschied – Zeichentheorie als Grundlage der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 58
Rita Casale/Sabina Larcher

Diskurstheoretische Zugänge in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung 76
Karin Amos

Zwischen Gender-Gesichtspunkten gleiten – Perspektivitätstheoretische Beiträge 90
Annedore Prengel

Theorien der Differenz – Anregungen aus Philosophie und Psychoanalyse .. 102
Barbara Rendtorff

Gleichheit-Differenz-Konstruktion-Dekonstruktion 112
Christiane Micus-Loos

Geschlecht als psychische Realität – Psychoanalytische Beiträge 127
Luise Winterhager-Schmid

Sozialisation – ein veraltetes Konzept in der Geschlechterforschung? 146
Carol Hagemann-White

Generationentheorien und erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung 157
Friederike Heinzel

Doing Gender: Konstruktivistische Beiträge 175
Hannelore Faulstich-Wieland

Systemtheorie und Geschlechtertheorie 191
Vera Moser

Der Blick auf evolvierte Verhaltensstrategien:
Anregungen aus der Soziobiologie 200
Annette Scheunpflug

Kulturtheoretische Perspektiven auf Geschlecht und
Geschlechterverhältnisse 215
Barbara Friebertshäuser

Arbeit und soziale Ungleichheit – Gesellschaftstheoretische Beiträge 237
Doris Lemmermöhle

Dekonstruktive Perspektiven auf das Referenzsystem von
Geschlecht und Sexualität – Herausforderungen der Queer Theory 255
Jutta Hartmann

Männerforschung und Erziehungswissenschaft 271
Edgar Forster/Markus Rieger-Ladich

2 Bildungshistorische Zugänge der Frauen- und Geschlechterforschung

Von der klassischen Sozialgeschichte zur
„Sozialgeschichte in der Erweiterung“ 287
Elke Kleinau

Erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung als Ideengeschichte 303
Brita Rang

Historische Genderforschung und „cultural turn“ 322
Meike Sophia Baader

Klassikerinnen 337
Margret Kraul

3 Gender in Teildisziplinen und Handlunsgfeldern

Gender in der Familienerziehung 349
Christiane Micus-Loos/Yvonne Schütze

Gender im Kindergarten 361
Dagmar Kasüschke

Gender in der Primarstufe des Schulwesens 372
Astrid Kaiser

Gender in den Sekundarstufen 389
Elke Nyssen

Gender in den Fachdidaktiken 410
Hanna Kiper

Gender in der Sonder- und Integrationspädagogik 425
Ulrike Schildmann

Gender in der Interkulturellen Pädagogik 436
Marianne Krüger-Potratz/Helma Lutz

„Dolle Deerns", „PfundzKerle" und „MezzoMezzo" –
Gender in der außerschulischen Kinder- und Jugendarbeit 448
Margitta Kunert-Zier

Gender in der Kinder- und Jugendhilfe 461
Maria Bitzan

Jungen- und Männerarbeit 477
Edgar Forster

Gender in der Berufsbildung 491
Antje Bredow

Gender in der Erwachsenenbildung 502
Anne Schlüter

Gender Studies: Feministische Perspektiven in Studium und Lehre 515
Ingrid Schacherl

Gender in derLehrerInnenbildung und Schulentwicklung 523
Christine Biermann/Barbara Koch-Priewe

Psychosoziale Beratung und Genderrelation 540
Ruth Großmass/Christiane Schmerl

Gender und Medienpädagogik 557
Agi Schründer-Lenzen

Gender Mainstreaming – Perspektiven für die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung 574
Birgit Schaufler

4 Methodologie und Forschungszugänge

Methodologie und Gender 587
Ulrike Popp

Geisteswissenschaftlich- und sozialwissenschaftlich-hermeneutische Zugänge 599
Regina Mikula/Andrea Felbinger

Objektiv hermeneutische Zugänge 610
Merle Hummrich

Tiefenhermeneutische Zugänge 622
Regina Klein

Ethnographische Ansätze 636
Helga Kelle

Biographieforschung – Erziehungswissenschaft – Genderforschung 650
Heide von Felden

Quantitative Zugänge 663
Ulrike Popp

5 Anhang

Sachregister 681
Namensregister 693
AutorInnenverzeichnis 703

Arbeit und soziale Ungleichheit – Gesellschaftstheoretische Beiträge

Doris Lemmermöhle

Die jüngere Frauen- und Geschlechterforschung habe, so kritisieren Gudrun-Axeli Knapp und Angelika Wetterer 2002, den „Faden gesellschaftstheoretischer Reflexionen" weitgehend fallen gelassen (Knapp/Wetterer 2002, S. 12). Sie habe ihr Engagement „in den vergangenen Jahren eher auf subjekt- und identitätstheoretische Fragestellungen sowie auf Fragen der Herstellung von Geschlechtszugehörigkeit konzentriert" (Knapp 2002, S. 17). Dafür habe es, so Knapp, zwar „(auch) gute Gründe" gegeben, das „weitgehende Brachliegen von Gesellschaftstheorie in der feministischen Theorie der neunziger Jahre" sei aber einer der Gründe, „die bislang verhindert haben, dass neue Impulse in der feministischen Gesellschaftskritik greifen" (ebd.).

Auch die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung hat sich in den letzten Jahren verstärkt auf subjekt- und identitätstheoretische Fragen und auf die empirische Untersuchung der Mechanismen der interaktiven Herstellung von Geschlecht in pädagogischen Handlungsfeldern konzentriert.[1] Im Unterschied zu anderen Disziplinen allerdings bewegt sie sich damit durchaus im Zentrum ihrer Disziplin. Das Subjekt, die Verfasstheit des Subjekts und die Entwicklung von Subjektivität sind von Beginn an zentrale Fragen der Pädagogik. Trifft also die o.g. Kritik die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung auf Grund ihres spezifischen Gegenstandsbereichs und ihrer spezifischen Perspektive nicht?

So trennscharf, wie es diese Frage suggeriert, lässt sich das Feld zwischen gesellschaftstheoretischer und erziehungswissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung nicht abstecken. Beide beziehen sich in ihrer Entstehungszeit Ende der 1960er und in den 1970er Jahren auf gemeinsame theoretischer Wurzeln, beide finden in der Kritik an der „Geschlechtsblindheit" ihrer jeweiligen Bezugstheorien und entsprechender empirischer Untersuchungen einen gemeinsamen Angriffspunkt und beide haben in den Berliner Sommeruniversitäten der 1970er und Anfang der 1980er Jahre eine gemeinsame Geschichte. Zugleich stellt sich die Frage, welche Beiträge eindeutig als gesellschaftstheoretisch zu klassifizieren sind, wenn – wie in diesem Handbuch – konstruktivistischen, sozialisations-, system-, diskurs-, differenz- und kulturtheoretischen Ansätzen jeweils ein eigener Artikel gewidmet wird. Auch wenn – wie Hannelore Bublitz im Hinblick z.B. auf systemtheoretische und konstruktivistische Ansätze konstatiert – deren gesellschafts-

theoretisches Potenzial noch nicht voll ausgeschöpft ist (vgl. Bublitz 2002, S. 256 ff.), so lassen sie sich doch im Kontext gesellschaftstheoretischer Reflexionen verorten. Wovon also kann im Folgenden begründet die Rede sein? Was soll dargestellt, geordnet, abgegrenzt werden?

Es wird die Rede sein von theoretischen Ansätzen und Beiträgen, die explizit das Wechselverhältnis von Geschlecht und Gesellschaft im Prozess des sozialen Wandels thematisieren, d.h.

- die danach fragen, wie die Verfasstheit der Geschlechterverhältnisse mit der Verfasstheit einer Gesellschaft zusammenhängt,
- die nach der gesellschafts- und sozialkonstituierenden Wirkung von Geschlecht fragen, wobei die Kategorien Arbeit, Macht, Herrschaft zentrale Bezugspunkte sind,
- die nach der Funktion und Bedeutung von Geschlecht für die Reproduktion der Gesellschaft, die historisch gewordene Ordnung der Gesellschaft und das soziale Handeln der Gesellschaftsmitglieder fragen und die aus anderer Perspektive
- nach den historischen und gesellschaftlichen Prozessen, die die jeweiligen Geschlechterverhältnisse hervorbringen, fragen und der Sozialstruktur und gesellschaftlichen Institutionen eine aktive Rolle bei der (Re-)Produktion und Veränderung geschlechtsspezifischer und weiterer sozialer Ungleichheiten zuweisen.

Die gesellschaftstheoretische Perspektive lässt sich abgrenzen von jenen Ansätzen der Frauen- und Geschlechterforschung, die vornehmlich die psychische Entwicklung Einzelner sowie die interaktive Herstellung von Geschlecht, das interaktive „doing-gender" und damit das „Wahrnehmungs-, Zuschreibungs- und Bewertungsgeschehen zwischen Personen" (Krüger 2002, S. 63) fokussieren. Im Folgenden kann allerdings nicht die Fülle und Differenziertheit gesellschaftstheoretischer Positionen aufgezeigt werden (vgl. dazu ausführlich Gottschall 2000). Es geht vielmehr darum, relevante gesellschaftstheoretische Positionen und deren Weiterentwicklung kurz zu skizzieren[2] und auf ihre Bedeutung und ihre Anregungen für die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung hin abzuklopfen.

Geschlechterungleichheiten im Fokus patriarchaler Herrschaft und gesellschaftlicher Arbeit

„Selbst kritische, auf Reformen gerichtete Autoren ... verfahren, als ob es im Bildungswesen keine sozial bedingten und sozial relevanten Geschlechtsunterschiede gäbe: als wäre die Gleichheit der Bildungschancen entweder nicht wünschenswert oder schon erreicht" (Pross 1966/1969, S. 7). Mit dieser Vorbemerkung zu ihrer bedeutenden bildungssoziologischen Analyse „Über die Bildungschancen

von Mädchen in der Bundesrepublik" spricht Helge Pross drei Aspekte an, die für die Anfänge der Frauenforschung in der Bundesrepublik kennzeichnend sind: die Kritik an der Geschlechtsblindheit bzw. dem Androzentrismus vorliegender theoretischer Ansätze und empirischer Untersuchungen, die Kritik an der (Bildungs-) Benachteiligung von Mädchen und Frauen sowie die Erkenntnis der sozialen Bedingtheit und sozialen Relevanz der Geschlechterungleichheit. Diese drei Aspekte haben neben der Thematisierung von Frauen als Subjekt den Ende der 1960er im Kontext der Entwicklung der neuen Frauenbewegung einsetzenden interdisziplinären feministischen Diskurs wesentlich geprägt. Was die Frauenforscherinnen und die Frauenbewegung Ende der 1960er und in den 1970er Jahren unabhängig von der jeweils zugehörigen Disziplin umtreibt, ist sowohl eine theoretische als auch eine praktische Frage: Wie lässt sich die Benachteiligung von Frauen wissenschaftlich erklären und wie lässt sie sich praktisch-politisch aufheben?

Die in dieser Zeit entwickelten gesellschaftstheoretischen Ansätze der Frauenforschung wenden sich gegen ein verkürztes Verständnis von gesellschaftlicher Arbeit als Erwerbsarbeit und dagegen, dass allein Erwerbsarbeit als sozial strukturierend gesehen wird. Sie verweisen auf die Trennung von Produktions- und Reproduktionsbereich, die geschlechtliche Arbeitsteilung und die vorrangige Vergesellschaftung der Frauen im Reproduktionsbereich im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse und sehen darin eine zentrale Bedeutung für die soziale Position von Frauen und die Geschlechterungleichheiten.[3]

Vereinfacht lassen sich zwei gesellschaftstheoretische Positionen mit im Detail jeweils unterschiedlichen Varianten ausmachen. Die erste Position entwickelt sich im Kontext entwicklungssoziologischer und politökonomischer Diskussionen und deutet die Marginalisierung von Frauen als Problem der gesellschaftlichen Machtverhältnisse und des ungleichen Zugangs zu Ressourcen. Diese Position setzt an beim Marxschen Arbeitsbegriff und entdeckt die unbezahlte, in der Regel den Frauen zugewiesene Haus- und Familienarbeit als „blinden Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie" (von Werlhof 1978) und als strukturelle Notwendigkeit der Kapitalakkumulation.[4] Sie fragt nach der Funktion und dem Wert von Haus- und Familienarbeit in kapitalistischen Gesellschaften und deutet die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung als zentralen Baustein einer kapitalistischen und patriarchalen Gesellschaft. Die „Hausfrauisierung der Arbeit" (Mies 1980), so die Argumentation, diene dazu, die Kosten der Reproduktion der Arbeitskraft gering und die Löhne von Frauen niedrig zu halten. Die Ausbeutung der Arbeitskraft von Frauen müsse im Zusammenhang mit der Kolonialisierung, d.h. der Ausbeutung der Kleinbauern und weiterer marginalisierter Bevölkerungsgruppen als Ausdruck weltweiter gesellschaftlicher Gewaltverhältnisse gedeutet werden. Diese machttheoretische politökonomische Position ist unter dem Titel „Frauen die letzte Kolonie" als der „Bielefelder Ansatz"[5] bzw. als „Subsistenzansatz" bekannt geworden (vgl. von Werlhof 1978; Mies/Bennholdt-Thomsen/von Werlhof 1983).

Sie gewinnt gegenwärtig im Rahmen der Diskussion um internationale Arbeitsteilung und Globalisierung erneut Aufmerksamkeit (vgl. Mies 2002). In der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung wurde und wird dieser Ansatz wenig rezipiert.

Dies gilt nicht für die zweite gesellschaftstheoretische Position, die die Besonderheit und Marginalisierung von Frauen als Folge der funktionalen Differenzierung moderner Gesellschaften und als qualitative Differenz zwischen der gesellschaftlichen Verortung von Frauen und Männern konstruiert (vgl. Gottschall 2000, S. 151).[6] Ein solcher differenztheoretischer Ansatz wird Mitte der siebziger Jahre im Kontext des Sonderforschungsbereichs „Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung" in München entwickelt und als Ansatz vom „weiblichen Arbeitsvermögen" bekannt (vgl. Beck-Gernsheim 1976, Ostner 1978). Er war, so Wetterer „der in der deutschen Frauenforschung bislang wohl folgenreichste Versuch zur Bestimmung der Differenz der Geschlechter" (Wetterer 1992, S. 16).[7]

Konzeptualisiert wird im Konzept des weiblichen Arbeitsvermögens eine Verknüpfung der im geschlechtsspezifischen familialen Sozialisationsprozess entwickelten Kompetenzen auf der subjektiven Seite mit den Qualifikationsanforderungen auf der Arbeitsmarktseite. Frauen, so die zentrale These, entwickeln auf Grund ihrer lebensgeschichtlichen Verwiesenheit auf die Haus- und Familienarbeit ein spezifisch „weibliches" Arbeitsvermögen[8], das sich durch Ganzheitlichkeit, Bedürfnis- und Kontextbezogenheit auszeichnet, Frauen für die Wahl „typisch weiblicher Berufe" disponiert und in bestimmten „hausarbeitsnahen" Berufen nachgefragt wird. Analog der These des milieutheoretischen Ansatzes von der Einmündung Jugendlicher in „sozial-verwandte Berufe" (vgl. Beck/Brater/Daheim 1979) wird argumentiert, dass es einem ökonomisch rationalen Verhalten der jungen Frauen entspreche, wenn sie eine Berufsausbildung in eben diesen „hausarbeitsnahen" Berufen bevorzugen, für die sie in der familialen Sozialisation bereits Qualifikationen erworben haben. Zusätzlich führe das weibliche Arbeitsvermögen auch zu bestimmten Verhaltensweisen in der beruflichen Praxis – geringes Aufstiegsinteresse, geringer gewerkschaftlicher Organisationsgrad – und zur Entwicklung sozialer Fähigkeiten, die von den Betrieben unbezahlt genutzt würden. Letztlich läuft die Argumentation darauf hinaus, dass die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes mit Besonderheiten des weiblichen Arbeitsvermögens und dieses wiederum über die geschlechtsspezifische Sozialisation erklärt wird.

Obwohl sich die These von der Hausarbeitsnähe der Frauenberufe empirisch nicht halten lässt und inzwischen vielfach widerlegt (vgl. u.a. Knapp 1988, Rabe-Kleberg 1987, 1993) und auch von den Autorinnen zurückgenommen wurde (vgl. zuletzt Ostner 1992), wird gerade dieser differenztheoretische Ansatz immer wieder rezipiert und zur Erklärung auch der Berufsentscheidungen junger Frauen der 1990er Jahre herangezogen (vgl. vor allem die jährlich vorgelegten Berufsbildungsberichte

der jeweiligen Bundesregierung). Die Betonung der Differenz erwies und erweist sich in kritischer Auseinandersetzung mit traditionellen Konzepten der Arbeits- und Berufsforschung sowie der Lebenslaufforschung („Normalbiographie", Strukturierung des Lebenslaufs durch Erwerbsarbeit, Arbeit als Erwerbsarbeit) zunächst durchaus als produktiv und aus der Perspektive von Frauen als attraktiv. Erlaubt die Bestimmung der Differenz doch auch eine Positivierung der Differenz und damit eine Abwehr der patriarchalen Defizitbestimmung. Die von Frauen in Familie und Beruf geleistete Arbeit kann im Vergleich zur Erwerbsarbeit des Mannes als gleichwertige, aber eben andere Arbeit gedeutet werden, die besondere subjektive Potenziale vermittelt und die Möglichkeit nicht entfremdeter Arbeit bietet. Zudem enthält der Ansatz auf der Basis der Alltagserfahrungen ein hohes Maß an Plausibilität. Erscheint doch „die allgegenwärtige Realität geschlechtssegregierter Arbeitsmärkte [...] als Folge dessen, dass Frauen und Männer verschieden sind" (Wetterer 1995, S. 203).

In den 1970er, Anfang 1980er Jahren sind die hier kurz skizzierten gesellschaftstheoretischen Beiträge für die Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung der verschiedenen Disziplinen außerordentlich anregend.[9] Mit der Ausdifferenzierung der Frauen- und Geschlechterforschung in der Folgezeit verstärkt sich aber auch die Kritik an diesen Ansätzen. So wird kritisiert, dass sich diese Ansätze, so sehr sie sich auch in einzelnen Begründungen und Ableitungen unterscheiden, lediglich die Differenz zwischen den Geschlechtern fokussieren, die Unterschiede innerhalb einer Geschlechtergruppe z.B. zwischen Frauen unterschiedlicher sozialer Herkünfte und Ethnien, aber auch „Potentiale des Nicht-Identischen an Frauen ... und heterogene Eigenschaften, die nicht im engeren Bereich der Geschlechterdifferenz liegen" (Knapp 1988, S. 9), dagegen ausblenden. Die gesellschaftliche Lage der Frauen werde verkürzt aus ihrer Verwiesenheit auf die Reproduktionsarbeit definiert bzw. – vom machttheoretischen Ansatz her – einseitig in ihrer Funktion für kapitalistische Gesellschaften bestimmt. Das Geschlechterverhältnis erscheine als allein durch die Formen der Vergesellschaftung von Arbeit definiert, die Rolle und Organisation von Generativität und Sexualität würden allenfalls am Rande beachtet. Beide Positionen blieben letztlich dem tradierten System der Zweigeschlechtlichkeit verbunden, ohne dieses selber in Frage zu stellen. Die Betonung und Positivierung der Differenz stelle sich, so Knapp 1988, „immer deutlicher als Sackgasse heraus" (Knapp 1988, S. 9). Positionen wie die vom „weiblichen Arbeitsvermögen" vom „weiblichen Gegenstandsbezug" und von der „weiblichen Aneignung" neuer Technologien seien „reduktionistisch", weil sie Frauen auf etwas reduzieren, „was sie nicht oder nicht nur sind oder unter Umständen nicht sein wollen, auf alle Fälle aber unter den gegebenen Verhältnissen kaum ungebrochen sein können" und sie sind „positivistisch, weil die gesellschaftlichen Kontexte, die Beziehungen, die Arbeitsverhältnisse, in denen sich Arbeitsvermögen, Gegenstandsbezüge und Aneignungsweisen ausbil-

den und praktisch werden, in der inhaltlichen Bestimmung der Kategorien keine Rolle spielen" (ebd., S. 9).
Für die erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung allerdings enthält das „Konzept des weiblichen Arbeitsvermögens" attraktive Elemente: Es verbindet Arbeit und Identität, Sozialisation und Gesellschaftsentwicklung miteinander und bietet eine Deutung an, mit der die Marginalität von Frauen erklärt werden kann, ohne zugleich ein weibliches Defizit zu konstatieren. Im Gegenteil, die Differenz zwischen den beiden Bereichen, Arbeitsformen und Arbeitsweisen lässt sich z. B. als Erziehungsarbeit qualitativ hochwertig zugunsten der Frauen deuten. Allerdings tendieren einige der Vertreterinnen der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung zu einer naturalistischen Umdeutung der gesellschaftstheoretischen Positionen. Dies lässt sich u.a. ablesen an der Idealisierung von „Mütterlichkeit", an der Suche nach einer „weiblichen Pädagogik" (Kaiser/Oubaid 1986) und an den Plädoyers „für ein feministisches Bildungskonzept" (Schaeffer-Hegel 1987), für eine „feministische Lebenswissenschaft" (Ortmann 1985) sowie an den „Überlegungen zur Professionalisierung der Erziehung" (Schön 1985), in denen die Professionalisierung von Erziehung als Abwertung konkreter Lebenserfahrungen von Frauen kritisiert wird (vgl. kritisch Faulstich-Wieland 1995, S. 30 ff.). Wie stark gerade in der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung die Differenzperspektive aufgenommen wird, zeigt sich auch in der Rezeption insbesondere angloamerikanischer und skandinavischer Studien sowie in hiesigen Untersuchungen zu geschlechtsspezifischen Unterschieden zwischen Mädchen und Jungen. Gesucht wird nach Differenzen und gefunden werden Differenzen zwischen den Geschlechtern, während die größeren Differenzen innerhalb einer Geschlechtergruppe nicht wahrgenommen bzw. nicht hervorgehoben werden (vgl. Hagemann-White 1984). Diese die Geschlechterdifferenz und zugleich die Gemeinsamkeiten von Frauen betonende Sichtweise wird allerdings – bei aller Berechtigung der Kritik – verständlich angesichts der eingangs genannten praktisch politischen und nach Erklärungen suchenden Fragen der neuen Frauenbewegung und der aus ihr hervorgehenden Frauenforschung.

Von der Differenz zur Struktur, von der Frauenforschung zur Geschlechterforschung

Während die gesellschaftstheoretischen Positionen der 1970er und Anfang der 1980er Jahre Geschlecht vorrangig im Kontext von Arbeit und geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung thematisieren und die soziale Position von Frauen als Folge ihrer Vergesellschaftung im Reproduktionsbereich deuten, setzt sich aus der Kritik und in der Weiterentwicklung dieser Ansätze Mitte der 1980er Jahre die Erkenntnis von Geschlecht als einer Strukturkategorie durch. Nicht nur die gesellschaftliche Arbeit, so lautet jetzt die weiterführende These, sondern alle gesell-

schaftlichen Strukturen, Bereiche und sozialen Beziehungen seien geschlechtlich geprägt. Wie Klasse und Schicht müsse Geschlecht als soziale Strukturkategorie begriffen und als gesellschaftstheoretische Kategorie mit Platzanweiserfunktion verstanden werden. Ausdrücklich wird hier nicht differenztheoretisch oder sozialisationstheoretisch argumentiert, sondern die Diskriminierung von Frauen wird machttheoretisch als Ausdruck und Reproduktion patriarchaler Machtverhältnisse erklärt. Genaueres über die Organisation der Geschlechterverhältnisse lasse sich allerdings nur in Erfahrung bringen, wenn die historischen und gesellschaftlichen Kontexte, in denen Frauen leben und arbeiten, untersucht und der Widersprüchlichkeit und Ungleichzeitigkeit der Vergesellschaftung von Frauen im Erwerbs- und im Reproduktionsbereich Rechnung getragen würde.

Die Frauenforschung entwickelt sich jetzt auch explizit zur Geschlechterforschung: Nicht vor allem die soziale Situation der Frauen wird aus gesellschaftstheoretischer Perspektive fokussiert, sondern verstärkt das Geschlechterverhältnis, das Männer und Frauen als soziale Gruppen zueinander in Relation setzt und sozial strukturierend wirkt. Zum systematischen Ausgangspunkt der gesellschaftstheoretisch ausgerichteten Geschlechterforschung „wird die Frage, wie das Geschlechterverhältnis in Prozesse materieller, generativer und im weiteren Sinne symbolischer Reproduktion eingebunden ist" (Gottschall 2000, S. 167).

Als Antworten auf diese Frage lassen sich – wiederum vereinfacht – zwei zentrale gesellschaftstheoretische Diskurse ausmachen: der politökonomisch und rechtssoziologisch ausgerichtete Patriarchatsdiskurs, angeregt insbesondere von Ute Gerhard (1990) und Ursula Beer (1990) und das Konzept der „doppelten Vergesellschaftung", entwickelt von Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp (Becker-Schmidt 1987; Knapp 1990), inzwischen von Ilse Lenz (1995) zu einem Konzept der dreifachen Vergesellschaftung weiterentwickelt. In der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung findet vor allem das Konzept der doppelten Vergesellschaftung Beachtung, deshalb wird hier auch nur kurz auf den gesellschaftstheoretischen Ansatz von Ursula Beer eingegangen.

Ursula Beer geht in ihrer in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre entstandenen politökonomischen Analyse „Geschlecht, Struktur, Geschichte" der Frage nach, ob „vom Verhältnis der Geschlechter als einem strukturell in diese Gesellschaft eingelassenen, sozialen Verhältnis gesprochen werden (kann)" (Beer 1990, S. 20) und in welcher Relation dieses Geschlechterverhältnis zur Sozialstruktur warenproduzierender Gesellschaften stehe. Gegenüber traditionellen politökonomischen Ansätzen nimmt sie eine Ausweitung vor: Das Geschlechterverhältnis ordnet sie den Produktionsverhältnissen zu, die Fähigkeit, menschliches Leben zu erzeugen und zu erhalten, den gesellschaftlichen Produktivkräften. Gegenüber einem undifferenzierten Verständnis von Patriarchalismus nimmt sie eine Historisierung vor und untersucht „die Arbeitsteilung und Fortpflanzung der Geschlechter in ihrer Bindung an eine historisch bestimmte Eigentumsform" (Beer 1990, S. 229).

Am Beispiel des Umbruchs von der ständischen zur bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft arbeitet Beer heraus, dass der Patriarchalismus kein Relikt ständischer Gesellschaften ist, sondern in der weiterentwickelten besonderen Form des „Sekundärpatriarchalismus" konstitutiv für die sich herausbildende bürgerlich-kapitalistische Industriegesellschaft.

Wie Ute Gerhard arbeitet auch Ursula Beer die Bedeutung der Rechtsverhältnisse für gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen heraus. Anhand des Vorgangs der Vergesellschaftung von Arbeit und Generativität kann sie belegen, wie geschlechtsspezifisch ungleiche soziale Verhältnisse ihren Niederschlag in rechtlichen Normierungen[10] finden und darüber dem Staat eine zentrale Rolle bei der Legitimierung geschlechtlicher Ungleichheit zukommt. Die Bedeutung der symbolischen Geschlechterordnung für die Geschlechterungleichheit dagegen nimmt Beer ebenso wenig in ihren Argumentationszusammenhang auf wie sozialisationstheoretische Aspekte.

In der erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung findet das von Becker-Schmidt und Knapp entwickelte Konzept der „doppelten Vergesellschaftung" im Vergleich zur Position von Beer weitaus mehr Beachtung. Ein wesentlicher Grund liegt sicherlich darin, dass das Konzept der „doppelten Vergesellschaftung" neben der Strukturebene auch die Dimension der symbolischen Ordnung und die Subjektdimension – zwei für die Erziehungswissenschaft zentrale Dimensionen – anspricht.

Während Ursula Beer kritisch an marxistische Positionen anknüpft und historisch sowie rechtssoziologisch argumentiert, greift das Konzept der „doppelten Vergesellschaftung" auf die Kritische Theorie zurück und basiert empirisch auf einer Anfang der 1980er Jahre durchgeführten empirischen Studie zu Problemen lohnabhängiger Mütter mit kleinen Kindern (Becker-Schmidt u.a. 1982, 1983). Entgegen der im Konzept vom „weiblichen Arbeitsvermögen", aber auch im Konzept vom „weiblichen Lebenszusammenhang" von Ulrike Prokop (1976) entwikkelten These von der vorrangigen Vergesellschaftung und Orientierung der Frauen auf den Reproduktionsbereich zeigt sich in dieser Studie, dass die befragten Frauen sowohl in der Familie als auch im Erwerbsbereich verankert sind. Die Aussage „Eines ist zu wenig – beides ist zuviel" (Becker-Schmidt/Knapp 1985) verweist auf ein subjektives Bewusstsein der lohnarbeitenden Mütter, das sich nicht auf die eine oder andere Arbeit reduzieren lassen will, und sie verweist zugleich gesellschaftstheoretisch auf die Einbindung von Frauen in die Sphäre der Lohnarbeit und der Reproduktionsarbeit als einen widersprüchlichen Strukturzusammenhang.

Der Grundgedanke dieses Ansatzes ist, dass Frauen in kapitalistisch-patriarchalen Gesellschaften dadurch, dass sie „zumindest phasenweise in zwei Praxisbereichen tätig sind, dem privaten Lebensbereich und der Erwerbssphäre" (Knapp 1990, S. 27), doppelt vergesellschaftet sind. Sie verrichten Lohnarbeit und unterliegen da-

mit der Tauschrationalität des Marktes und als Haus- und Familienarbeitende zugleich der besonderen, auf Beziehungen ausgerichteten Formbestimmtheit der Familie. Zwischen beiden besteht nicht nur eine inhaltliche qualitative Differenz, sondern auch eine Differenz in den Zugängen zu materiellen und ideellen Ressourcen sowie zu gesellschaftlicher Anerkennung. Frauen sind daher auch in doppelter Weise in das Sozialgefüge eingebunden: einerseits über ihren sozialökonomischen Status (Schicht-, Klassenzugehörigkeit, Milieu) in die Klassenstruktur, die ihrerseits geschlechtsspezifisch strukturiert ist, andererseits durch ihr Geschlecht in die gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse, die wiederum klassenspezifisch strukturiert sind.

Die Sozialisation von Mädchen und jungen Frauen ist – anders als im erwähnten „Ansatz vom weiblichen Arbeitsvermögen" bzw. bei Beck-Gernsheim (1980) in der These vom „halbierten Leben" – daher auf beide Bereiche ausgerichtet, d.h. darauf, sowohl die Aufgaben der sozialer Reproduktion im „privaten" Bereich zu übernehmen als auch die Arbeitskraft dem Produktionsbereich zur Verfügung zu stellen. Dies beinhaltet für Frauen den permanenten Zwang zum Perspektivenwechsel, da das Berufssystem und die Organisation der Erwerbsarbeit keine Notiz von der Existenz eines familialen Arbeitsplatzes nehmen bzw. nur in der Weise, dass Frauen auf Randbereiche des Erwerbssystems verwiesen werden. Was im Konzept des „weiblichen Arbeitsvermögens" als sozialisierte Eigenschaft erscheint, wird im Theorem der „doppelten Vergesellschaftung" zur gesellschaftlichen Verhaltensweise, die, als Anforderung formuliert, nur für Frauen relevant wird. Das „Gemeinsame" von Frauen liegt daher „eher auf der Ebene der Struktur von Erfahrungen und Erfahrungskontexten, anstatt in identischen Eigenschaften des weiblichen Sozialcharakters" (Knapp 1990, S. 43).

Die Theorie der doppelten Vergesellschaftung verweist einerseits auf den Prozess der Sozialisation, der „nicht mehr in der Engführung als Sozialisation von Weiblichkeit/Mütterlichkeit und den damit verbundenen Orientierungen und Spezialisierungen gedacht werden kann" (ebd., S. 27), sondern ebenso berufliche Orientierungen einschließen muss, und nimmt andererseits die objektiv gegebene, strukturell bedingte Widersprüchlichkeit von Produktions- und Reproduktionsbereich, d.h. den gesellschaftlichen Kontext, in den Blick. Die Eingebundenheit von Frauen in beide Bereiche lässt sich nicht einfach als Doppelung oder als Hierarchie des einen Bereichs über den anderen deuten, wie dies noch in unterschiedlichen Konzepten der Frauenforschung der 1970er Jahre gesehen wurde. Als Folge dieser doppelten Vergesellschaftung und eines auf die voll zur Verfügung stehende (männliche) Arbeitskraft ausgerichteten Erwerbsbereichs weisen die Lebensverläufe von Frauen vielmehr spezifische Diskontinuitäten, Brüche und Unvereinbarkeiten auf, die sie strukturell von denen der Männer unterscheiden (vgl. Becker-Schmidt 1987; Knapp 1990).

Entsprechendes gilt auch für die Konstitution von Subjektivität als gleichzeitigem Prozess von Individuation und Vergesellschaftung. Die gesellschaftstheoretische Perspektive wird um die Perspektive der inneren Vergesellschaftung erweitert. Die Verarbeitung lebensgeschichtlicher Erfahrung, so lässt sich aus der Empirie ablesen, ist bei Frauen aufgrund der doppelten Sozialisation und Vergesellschaftung nicht nur durch widersprüchliche Perspektiven, sondern in den subjektiven Orientierungen durch Ambivalenzen, Ungleichzeitigkeiten und widerständige Subjektpotenziale geprägt (vgl. Knapp 1990, Dausien 1996).

Es erstaunt nicht, wenn der Ansatz der „doppelten Vergesellschaftung" vor allem in erziehungs- und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen zur Berufsorientierung und Lebensplanung junger Frauen aufgenommen wird. Ermöglicht er doch einen differenzierten geschlechts- und schichtspezifischen Zugriff auf die Berufsorientierung und Lebensplanung von Mädchen und jungen Frauen und die Widersprüchlichkeiten einer „Doppelorientierung" (vgl. Lemmermöhle-Thüsing 1990, zuletzt Geissler/Oechsle 1996). Im Kontext von Berufsfindungs- und Übergangsprozessen bedeutet „Doppelorientierung", dass das berufsbezogene Handeln junger Frauen bereits in diesen Statuspassagen durch die Antizipation künftiger Familienaufgaben beeinflusst ist (vgl. Geissler/Oechsle 1996, S. 24).

Geissler/Oechsle (1996) ist sicherlich darin zuzustimmen, dass sich das Leitbild der „doppelten Lebensführung" nicht nur für die Mehrheit der Frauen als Lebensplanungsmodell durchgesetzt hat, sondern auch als ein neues gesellschaftliches Anforderungsmuster an Frauen. Aber abgesehen davon, dass offen ist, welche Bedeutung diese Doppelorientierung bereits für die Identitätsbildung junger Frauen in der Jugendphase und damit für ihren Berufsfindungsprozess hat, muss berücksichtigt werden, dass sich eine nicht unerhebliche Anzahl von Frauen diesen Anforderungen – aus welchen Gründen auch immer – verweigert, sich „einseitig" für einen beruflichen Weg oder für ein Leben als Ehefrau und Mutter entscheidet oder auch für eine Lebensform allein ohne Kinder und/oder Mann oder für eine Lebensgemeinschaft mit Frauen. Vor allem Karin Flaake weist in ihren Schriften immer wieder darauf hin, dass in fast allen vorliegenden Untersuchungen allein die Perspektive der Heterosexualität einbezogen wird, während sonstige Lebensformen völlig außer Acht gelassen werden (Flaake/King 1992). Dies macht auf ein mögliches Defizit der Konzeption der „doppelten Vergesellschaftung" aufmerksam. Letztlich kann sich auch dieser gesellschaftstheoretische Zugriff trotz seiner Komplexität nicht einer gewissen Typisierung entziehen. Als durchgängiger „Frauentyp" erscheint hier die doppelt belastete lohnabhängige Mutter, die Differenziertheit und Pluralität von Frauenleben in modernen individualisierten Gesellschaften findet sich darin ebenso wenig wieder wie die Veränderung der „männlichen Normalbiographie" durch zunehmende Erwerbslosigkeit und Destandardisierung des „Normalarbeitsverhältnisses". Zu Recht kritisiert Karin Gottschall, dass „in der Konzeption der ‚doppelten Vergesellschaftung' insbesondere die Mesoebene der kollektiven Akteure und der Praxis von Institutionen unterbe-

lichtet (bleibt). Gerade diese Ebene mit ihren spezifischen Bezügen zu soziokulturellen Vorstellungen von ‚gesellschaftlicher Ordnung' und zur sozialen Praxis der einzelnen Gesellschaftsmitglieder ist jedoch für die Analyse sozialen Wandels zentral, weil sich hier soziale Veränderungen am ehesten abbilden und in ihrem auch konflikthaften Charakter konturieren" (Gottschall 2000, S. 184). Eine solche gesellschaftstheoretische Sichtweise, die versucht, sowohl den gesellschaftlichen Wandel als auch Prozesse der Individualisierung und Pluralisierung zu erfassen, entwickelt sich erst in den 1990er Jahren.

Von der Individualisierung der Lebensläufe und der Macht der Institutionen

In den 1990er Jahren zeichnen sich in den gesellschaftstheoretischen Reflexionen der Geschlechterforschung wiederum Neuorientierungen ab, die einerseits mit einer erhöhten Sensibilisierung der Forschung für sozialen Wandel und sozialstrukturelle Differenzierungen unter Frauen zusammenhängen und andererseits mit der Verarbeitung der Mitte der 1980er Jahre entwickelten Individualisierungsthese (vgl. Beck 1983, 1986) und der sich nach anfänglichem Zögern sehr schnell ausbreitenden Rezeption konstruktivistischer Ansätze aus der US-amerikanischen Diskussion. Die genannten theoretischen Ansätze sind für die gesellschaftstheoretische Positionierung der Geschlechterforschung insofern von besonderer Brisanz, als sie „in gewisser Weise den ‚Abschied von Geschlecht' als einer vornehmlich gesellschaftstheoretisch gedachten Strukturkategorie (repräsentieren)" (Gottschall 2000, S. 195) und u.a. für die eingangs erwähnte Kritik von Knapp und Wetterer an der jüngeren Frauen- und Geschlechterforschung ausschlaggebend sind. Im Folgenden sollen zwei gesellschaftstheoretisch ausgerichtete Diskussionsstränge aufgezeigt werden, die mit der These von der „kontrollierten Individualisierung" (Diezinger 1991) bzw. mit dem „Institutionenansatz" (Krüger 2002) die Bedeutung individualisationstheoretischer und konstruktivistischer Positionen keineswegs bestreiten, sie aber auf der Basis empirischer Befunde als verkürzt kritisieren. Beide Autorinnen gehen von dem empirischen Befund aus, dass allen Veränderungen im Geschlechterverhältnis zum Trotz Frauen auch gegenwärtig ihre erworbenen Qualifikationen und Zertifikate nicht in gleichem Maße wie Männer der gleichen sozialen Schicht in berufliche Erfolge, soziale Positionen und gesellschaftliche Anerkennung umsetzen können und im familialen Bereich trotz einer Veränderung der Interaktion zwischen den Geschlechtern offensichtlich die traditionelle Arbeitsteilung weiterhin vorherrschend ist.

Zunächst zur These der „kontrollierten Inividualisierung": Nach Beck ist die gesellschaftlich dominante Form der Individualisierung in der Moderne die Arbeitsmarktindividualisierung. Galt die Arbeitsmarktindividualisierung historisch zunächst nur für Männer, so gilt sie auf Grund des Strukturwandels der Arbeits-

gesellschaft einerseits und der Veränderung familialer Lebensformen andererseits zunehmend auch für Frauen. Frauen wollen nicht nur vermehrt erwerbstätig sein, sondern sie müssen es auch. Die ansteigenden Scheidungszahlen und die neuen Unterhaltsgesetze bei Scheidungen zeigen, dass die Ehe als Versorgungsinstitution immer weniger trägt, aber auch von vielen Frauen nicht mehr akzeptiert wird. Frauen müssen sich, auch unabhängig von ihren Interessen – und darin liegt neben der Legitimationskrise der geschlechtlichen Arbeitsteilung die Dynamisierung der Geschlechterverhältnisse –, den Anforderungen der Arbeitsmarktindividualisierung stellen. Diese allerdings setzen den Anspruch bzw. die Möglichkeit des individuellen Gestaltungsspielraums im privaten Bereich voraus. Für Frauen aber ist der Zugang zu marktvermittelten Ressourcen auf Grund ihrer Familienbindung eingeschränkt. Diezinger (1991) spricht daher von einer „kontrollierten Individualisierung" der Frauen, die ihre Grenze an der den Frauen zugewiesenen bzw. selbst gewählten Erfüllung der Alltagsarbeit in privaten Beziehungen findet. Die beruflichen Pläne der Frauen müssen flexibel und offen sein für wechselnde familiale Anforderungen und für die unterschiedlichen Möglichkeiten, darin individuelle Interessen zur Geltung zu bringen (vgl. Diezinger 1991, S. 122). Dies erschwert nicht nur langfristige berufliche Planungen, sondern Frauen, so Diezinger, sind – wenn Erwerbsarbeit zum Orientierungsrahmen einer eigenständigen Lebensplanung wird – damit konfrontiert, individuelle Interessen nicht nur im Beruf geltend zu machen, sondern – und damit setzt sie einen etwas anderen Akzent als die These der doppelten Vergesellschaftung – auch in der Beziehung. Dies führe – anders als dies die These von der „nachgeholten Individualisierung" (Beck-Gernsheim 1983) unterstellt – zu einer spezifischen Form der „Individualisierung in sozialen Beziehungen", die nicht einfach einem männlichen Muster folge, sondern durch „zwei widersprüchliche Prinzipien zusammengebracht (werde): einerseits Autonomie im Sinne von Eigenständigkeit und Eigenverantwortlichkeit, andererseits ein Leben in persönlicher Abhängigkeit und persönlicher Verantwortung für andere" (Diezinger 1991, S. 26). Eine nur am autonomen Subjekt orientierte Konstruktion von Individualisierung sei männlich konnotiert und schließe die Beziehungsdimension aus. Ein Konzept der Individualisierung, das die Geschlechterverhältnisse berücksichtige, dürfe „weder mit dem ‚nomadischen' Begriff der Autonomie operieren, noch mit dem eingeschränkten Begriff von Bindungen" (ebd., S. 27). Anders als in der von Beck-Gernsheim (1983) vorgelegten dualistischen Konzipierung vom „Dasein für andere" und vom „eigenem Leben" konstruiert Diezinger Autonomie und soziale Beziehungen nicht als Gegensätze, sondern als eine „neue Form der Individualisierung" (ebd., S. 30 f.).[11] Der in der Moderne geforderten Übernahme selbstverantwortlicher Lebensplanung in das Selbstkonzept auch von Frauen stehe die damit nicht vereinbare Organisation der Institutionen Erwerbssystem und Familie entgegen (vgl. Gottschall 2000, S. 286).

Die Nicht-Passfähigkeit der Institutionen und das Verflechtungsprinzip von männlichen und weiblichen Lebensläufen, das institutionell verankert ist und zugleich durch Beziehungsmanagement ausgehandelt werden muss, stehen im Mittelpunkt des von Helga Krüger und ihren Mitarbeiter/innen entwickelten Institutionenansatzes.

Helga Krüger gehört in den 1980er Jahren zu denjenigen, die die Geschlechterperspektive in die Lebenslaufforschung und die Übergangsforschung einbringen und den „Zusammenhang zwischen objektiven gesellschaftlichen Anforderungen und deren subjektiver Bewältigung, wie er von den Jugendlichen hergestellt wird" (Heinz/Krüger/Rettke 1985, S. 16), empirisch untersuchen. Anhand der Bremer Untersuchung, die unter dem Titel „Hauptsache eine Lehrstelle" bekannt geworden ist, können sie empirisch nachweisen, dass im Berufsbildungssystem geschlechterhierarchische Traditionen verfestigt sind, „die ihrerseits Handlungsrahmungen, Begrenzungen für Alternativentwürfe und Entscheidungschancen/-zwänge vorgeben" (Krüger 1995, S. 196 f.) und damit die Planungshorizonte und Gestaltungsräume der Jugendlichen geschlechterspezifisch beeinflussen bzw. begrenzen. Die Strukturierung des Berufsbildungssystems leiste zwei Lebenslaufmustern Vorschub: der Zentrierung auf die Erwerbsarbeit im männlichen Lebenslauf und der Deregulierung im Aufbau von Karriereressourcen im weiblichen Lebenslauf (vgl. Krüger 1991, S. 161). „Damit werden männliche und weibliche Lebenswege jenseits der Intentionen der einzelnen Personen vorstrukturiert und geschlechtsspezifisch unterschiedliche Startpositionen geschaffen, die sich auf die Verschränkung von Erwerbs- und Familienmustern bei Frauen auswirken" (ebd., S. 162). Nicht die geschlechtsspezifische Sozialisation sei ausschlaggebend für die Berufswahl der Jugendlichen, vielmehr komme sie „erst aufgrund der Geschlechtstypik des Arbeits- und Ausbildungsstellenmarktes antizipatorisch und retrospektiv zum Tragen" (Heinz/Krüger/Rettke 1985, S. 272). Was im Prozess Folge von restriktiven Ausbildungs- und Arbeitsmarktbedingungen war, erscheine daher im Ergebnis als Folge einer geschlechtsspezifischen Sozialisation und Berufswahl.

Auch in weiteren empirischen Untersuchungen geht die Bremer Gruppe – insbesondere im Kontext des Bremer Sonderforschungsbereichs „Statuspassagen und Risikolagen im Lebenslauf" – dem „Vermittlungsprozess zwischen Sozialstruktur, Kultur und Handeln" nach (Krüger 2002, S. 66). Im Unterschied zur Theorie des interaktiven „doing-gender" entwickelt Helga Krüger eine empirisch fundierte sozialstrukturell begründete Theorie des „doing-gender", in der der Sozialstruktur vermittelt über die Institutionen eine aktive Rolle bei der Herstellung der Geschlechterverhältnisse zukommt. Durch einen qualitativen Vergleich von Lebenslaufmustern verschiedener Generationen können Krüger und Born nachweisen, dass sich trotz des Wandels der Machtbeziehungen zwischen den Geschlechtern auf der interaktiven Ebene die Grundstruktur der Geschlechterordnung z.B. beim Zugang zu Berufen, beruflichen und gesellschaftlichen Positionen nicht

wesentlich verschiebt (vgl. Born/Krüger 2001). Sowohl für sozialen Wandel als auch für Kontinuität in den Geschlechterverhältnissen kommt – so die auf der Basis der empirischen Ergebnisse entwickelte theoretische Position – den gesellschaftlichen Institutionen, ihrem Zusammenspiel und der Verwiesenheit unterschiedlicher institutioneller Ordnungen eine aktive Rolle zu. Institutionen haben, so Krüger, drei Funktionen: sie sind Werteträger für die Individuen, sie sind Sozialisationsinstanzen mit Zuordnungscharakter von Territorien und Kompetenzen zu Geschlecht und sie sind wesentlicher Bestandteil der Sozialstruktur und der in ihr korporierten Geschlechterordnung (vgl. Krüger 2002, S. 66). Sie „gestalten die Geschlechterordnung auf dreifache Weise: 1. durch die Inkorporation von Geschlecht in interne Segmentierungen der einzelnen Institutionen [...] 2. durch das Zusammenspiel jener Institutionen, die in der Biographie zeitgleich auf den Erwachsenenlebenslauf Zugriff nehmen [...] 3. durch das Ordnen personenbezogener Dienstleistungen als weibliches und damit nachrangiges Territorium [...]" (ebd., S. 80). Aus der Perspektive der Subjekte stellen Institutionen wie das Bildungssystem, wie der Arbeitsmarkt mit entsprechendem „Normalarbeitsverhältnis", wie das Rechts-, das Familien- und das Sozialstaatssystem mit ihren jeweiligen Eigen- und Verknüpfungslogiken „sowohl einen orientierenden als auch sozialisierenden und Alternativen begrenzenden Handlungsrahmen für individuelle Selbstverortung und subjektive Biographiegestaltung dar" (ebd., S. 66).
Mit ihrem Ansatz widerspricht Helga Krüger nicht den Theorien der interaktiven Herstellung von Geschlecht. Sie wendet sich vielmehr gegen die Gefahr, dass gesellschaftliche Verhältnisse als je interaktives ‚doing-gender' interpretiert und damit personalisiert werden. Diese Gefahr liegt auch in einer erziehungswissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung, die allein oder vorrangig die interaktive Herstellung von Geschlecht in Erziehungs- und Bildungsprozessen untersucht, die spezifischen Ordnungen und Logiken der Institutionen, in denen diese stattfinden, aber übersieht (vgl. dazu auch Kampshoff 2000).

Schlussbemerkungen

Gesellschaftstheoretische Perspektiven relativieren in gewisser Weise das in der Erziehungswissenschaft vorherrschende Bildungs- und Erziehungsparadigma und zeigen implizit Grenzen von Erziehung und Bildung, von Bildsamkeit und Selbsttätigkeit auf – auch und gerade hinsichtlich der Aufhebung von Geschlechterdifferenzen durch Erziehungs- und Bildungsprozesse. Sie betonen, dass Geschlechterordnungen und Geschlechterverhältnisse strukturell in die Gesellschaftsverhältnisse eingebunden sind und sich nicht auf Interaktionen und Diskurse reduzieren lassen. Sie bestehen auf der Bedeutung der Kategorien Macht und Herrschaft für die Herstellung von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen und bringen damit eine kritische Dimension in die erziehungswissenschaftliche Frau-

en- und Geschlechterforschung. Macht und Herrschaft, Sozialstrukturen und Institutionen lassen sich allerdings angemessen nur in ihrer jeweils spezifischen historischen Ausformung und in ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext empirisch untersuchen und sie konkretisieren sich in den Interpretationsleistungen und im Handeln der Individuen.

Für eine erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung, die nach der Bedeutung von Geschlecht für Erziehungs- und Bildungstheorien, -entwürfe, -institutionen und -praxen fragt und erforscht, wie in Erziehungs- und Bildungsprozessen und in pädagogischen Kontexten Unterscheidungen getroffen, Bedeutungen hergestellt, Hierarchien (re)produziert oder auch aufgelöst werden und welche Funktion dabei jeweils dem Sex-Gender-System zukommt, sind die gesellschaftstheoretischen Reflexionen insbesondere bedeutsam, weil sie die gesellschaftlichen Bedingungen und den sozialen Wandel von Erziehung und Bildung sowie die Handlungskontexte der Subjekte reflektieren. Wenn also erziehungswissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur beschreibend und analysierend sein will, sondern kritisch, dann muss sie im Sinne einer kritischen Pädagogik immer auch Gesellschaftstheorie betreiben – allerdings aus der Perspektive der Verwirklichung von Emanzipation und Autonomie im Prozess der Bildung und Erziehung, d. h. aus pädagogischer Perspektive.

Anmerkungen

[1] Siehe z. B. Breidenstein/Kelle 1998, Faulstich-Wieland u.a. 2000, Kampshoff 2000; Lemmermöhle/Fischer/Klika/Schlüter 2000.

[2] Ich folge damit der These von Karin Gottschall (2000), dass in den 1990er Jahren kein genereller Paradigmenwechsel in der gesellschaftstheoretischen Diskussion der Geschlechterforschung stattgefunden hat, sondern eine produktive Weiterentwicklung relevanter Diskussionsstränge.

[3] Die Konzentration auf das Thema Arbeit spiegelt sich auch in den Themen der Berliner Sommeruniversitäten: 1976 – Arbeit aus Liebe, Liebe als Arbeit; 1977 – Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte; 1978 – Frauen und Mütter (vgl. Faulstich-Wieland 1995, S. 31).

[4] In einem späteren Text weist Maria Mies nach, dass auch die sozialistische Akkumulation Hausfrauisierung und Kolonialisierung voraussetzt (Mies 1988).

[5] Der Ansatz wurde im Wesentlichen von Bielefelder Entwicklungssoziolog/inn/en ausgearbeitet.

[6] Differenz wird hier als Unterschied zwischen Zweien, d.h. in diesem Fall zwischen den Geschlechtern gesehen und nicht als das Unabgeschlossene, Unidentische, das auf die Uneinheitlichkeit des Einen verweist, siehe dazu Barbara Rendtorff in diesem Band.

[7] Wie im Konzept vom weiblichen Arbeitsvermögen bleibt auch in Konzepten vom „weiblichen Gegenstandsbezug" (Mies 1980) und von der „weiblichen Aneignung von Technik" (vgl. Schiersmann 1987) die Differenz zum Mann der zentrale Fokus.

[8] Eine ähnliche Argumentation vertritt Nancy Chodorow, verbindet die soziologische Sichtweise aber mit einem psychoanalytischen Ansatz (vgl. Chodorow 1985).

[9] Auf weitere politökonomische und differenztheoretische Ansätze, wie sie in den 70er Jahren z.B. von Ulrike Prokop zum „Weiblichen Lebenszusammenhang" (1976) und von Eva Senghaas-Knobloch (1976), aber auch von Michèle Barrett (1983) entwickelt wurden, kann hier aus Platzgründen nicht eingegangen werden.

[10] Ute Gerhard kritisiert, dass Beer die „dialektische Qualität des bürgerlichen Rechts" , d.h. die

Tatsache, dass Recht auch Schutz und Entfaltungsmöglichkeit biete, nicht berücksichtige (Gerhard 1990, S. 420).

[11] Diezinger zeigt an der Situation erwerbsloser Frauen auf, welche Konflikte und Probleme mit dieser Form der Individualisierung auf der individuellen Ebene verbunden sind.

Literatur

BARRETT, Michèle: Das unterstellte Geschlecht. Umrisse eines materialistischen Feminismus. Berlin 1983. – BEAUVOIR, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek 1968. – BECK, Ulrich: Jenseits von Stand und Klasse? In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen 1983, S. 35-74. – BECK, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986. – BECK, Ulrich/Brater, Michael/Daheim, Hans-Jürgen: Soziologie der Arbeit und der Berufe – Grundlagen, Problemfelder, Forschungsergebnisse. Reinbek 1979. – BECKER-SCHMIDT, Regina: Nicht wir haben die Minuten, die Männer haben uns: Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie. Bonn 1982. – BECKER-SCHMIDT, Regina: Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften. In: Unterkirchner, Lilo/Wagner, Ina (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft. Wien 1987, S. 10-25. – BECKER-SCHMIDT, Regina: Geschlechterdifferenz – Geschlechterverhältnis: soziale Dimensionen des Begriffs ‚Geschlecht'. In: Zeitschrift für Frauenforschung 11 (1993), Heft 1/2, S. 37-46. – BECKER-SCHMIDT, Regina u.a.: Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte von Fabrikarbeiterinnen. Bonn 1983. – BECKER-SCHMIDT, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate: Eines ist zu wenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik. Bonn 1985. – BECKER-SCHMIDT, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli: Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Bonn 1987. – BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Zur Ideologie und Realität von Frauenberufen. Frankfurt/M. 1976. – BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt/M. 1980. – BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Vom „Dasein für andere" zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben" – Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt 34 (1983), S. 307-341. – BEER, Ursula: Geschlecht, Struktur, Geschichte: Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/M. 1990. – BERGER, Peter A.: Sozialstruktur und Lebenslauf. In: Mansel, Jürgen/Brinkhoff, Klaus-Peter (Hrsg.): Armut im Jugendalter. Soziale Ungleichheiten, Gettoisierung und die psychosozialen Folgen. Weinheim 1998, S. 17-28. – BORN, Claudia/Krüger, Helga (Hrsg.): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim, 2001. – BORN, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Mayer, Dagmar: Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin 1996. – BREIDENSTEIN, Georg/Kelle, Helga: Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur. (Reihe Kindheiten. Bd. 13). Weinheim 1998. – BUBLITZ, Hannelore: Geschlecht als historisch singuläres Ereignis: Foucaults poststrukturalistischer Beitrag zu einer Gesellschafts-Theorie der Geschlechterverhältnisse. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2002, S. 256-287. – CHODOROW, Nancy: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München 1985. – DAUSIEN, Bettina: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen 1996. – DIEZINGER, Angelika: Frauen: Arbeit und Individualisierung. Chancen und Risiken. Eine empirische Untersuchung anhand von Fallgeschichten. Opladen 1991. – FAULSTICH-WIELAND, Hannelore: Geschlecht und Erziehung. Grundlagen des pädagogischen Umgangs mit Mädchen und Jungen. Darmstadt 1995. – FAULSTICH-WIELAND, Hannelore/Gast-von der Haar, Nicola/Güting, Damaris: Soziale Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen in der Sekundarstufe I – Werkstattbericht aus einem Forschungsprojekt. In: Lemmermöhle, Doris u.a. (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungs-

wissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen 2000. – Flaake, Karin/King, Vera: Weibliche Adoleszenz. Frankfurt/M. 1992. – Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild: Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim 1996. – Gerhard, Ute: Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht. München 1990. – Gottschall, Karin: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Opladen 2000. – Hagemann-White, Carol: Sozialisation: weiblich-männlich? Opladen 1984. – Heinz, Walter/Krüger, Helga/Rettke, Ursula: „Hauptsache eine Lehrstelle". Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarktes. Weinheim 1985. – Kaiser, Astrid/Oubaid, Monika (Hrsg.): Deutsche Pädagoginnen der Gegenwart. Köln 1986. – Kampshoff, Marita: Doing gender und doing pupil – erste Annäherungen an einen komplexen Zusammenhang. In: Lemmermöhle, Doris u.a. (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen 2000. – Knapp, Gudrun-Axeli: Das Konzept ‚weibliches Arbeitsvermögen' – theoriegeleitete Zugänge, Irrwege, Perspektiven. In: Zeitschrift für Frauenforschung 6 (1988), Heft 4, S. 8-19. – Knapp, Gudrun-Axeli: Zur widersprüchlichen Vergesellschaftung von Frauen. In: Hoff, Ernst-H. (Hrsg.): Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang. München 1990, S. 17-52. – Knapp, Gudrun-Axeli: Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These von Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2002, S. 15-62. – Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2002. – Krüger, Helga: Doing Gender. Geschlecht als Statuszuweisung im Berufsbildungssystem. In: Brock, Ditmar u.a. (Hrsg.): Übergänge in den Beruf. Zwischenbilanz zum Forschungsstand. München 1991, S. 139-169. – Krüger, Helga: Dominanzen im Geschlechterverhältnis. Zur Institutionalisierung von Lebensläufen. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M. 1995, S. 195-219. – Krüger, Helga: Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2002, S. 63-90. – Krüger, Helga u.a.: Privatsache Kind – Privatsache Beruf. Zur Lebenssituation von Frauen mit kleinen Kindern in unserer Gesellschaft. Opladen 1987. – Krüger, Helga/Born, Claudia: Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen. In: Hoff, Ernst-H. (Hrsg.): Die doppelte Sozialisation Erwachsener. Zum Verhältnis von beruflichem und privatem Lebensstrang. München 1990, S. 53-73. – Lemmermöhle-Thüsing, Doris: „Meine Zukunft? Naja, heiraten, Kinder haben und trotzdem berufstätig bleiben. Aber das ist ja fast unmöglich." Über die Notwendigkeit, die Geschlechterverhältnisse in der Schule zu thematisieren: das Beispiel Berufsorientierung. In: Rabe-Kleberg, Ursula (Hrsg.): Besser gebildet und doch nicht gleich! Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft. Bielefeld 1990, S. 163-196. – Lemmermöhle, Doris u.a. (Hrsg.): Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung. Opladen 2000. – Lenz, Ilse: Geschlecht, Herrschaft und internationale Ungleichheit. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M. 1995, S. 19-46. – Mies, Maria: Gesellschaftliche Ursprünge der geschlechtlichen Arbeitsteilung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 3 (1980), S. 61-78. – Mies, Maria: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung. Zürich 1988. – Mies, Maria: Hausfrauisierung, Globalisierung, Subsistenzperspektive. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik. Münster 2002, S. 157-187. – Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika/Werlhof, Claudia von: Frauen, die letzte Kolonie. Reinbek 1983. – Oechsle, Mechthild/Geissler, Birgit: Lebensplanung junger Frauen: zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim, 1996. – Ortmann, Hedwig: Plädoyer für eine „Feministische Lebenswissenschaft" – Entwurf eines Programm. In: Heid, Helmut/Klafki, Wolfgang (Hrsg.): Ar-

beit – Bildung – Arbeitslosigkeit. Zeitschrift für Pädagogik, 19. Beiheft, Weinheim 1985, S. 380-385. – OSTNER, Ilona: Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Frankfurt/M. [2]1981, [1]1978. – OSTNER, Ilona: Zum letzten Male: Anmerkungen zum 'weiblichen Arbeitsvermögen'. In: Krell, Gertraude/Osterloh, Margit (Hrsg.): Personalpolitik aus der Sicht von Frauen – Frauen aus der Sicht der Personalpolitik: was kann die Personalpolitik von der Frauenforschung lernen? 2. verbesserte Aufl. München 1992, S. 107-121. – PROKOP, Ulrike: Weiblicher Lebenszusammenhang. Von der Beschränktheit der Strategien und der Unangemessenheit der Wünsche. Frankfurt/M. 1976. – PROSS, Helge: Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik. Frankfurt/M. 1966, 2. Aufl. 1969. – RABE-KLEBERG, Ursula: Frauenberufe – Zur Segmentierung der Berufswelt. Bielefeld 1987. – RABE-KLEBERG, Ursula: Verantwortlichkeit und Macht. Ein Beitrag zum Verhältnis von Geschlecht und Beruf angesichts der Krise traditioneller Frauenberufe. Bielefeld 1993. – SCHAEFFER-HEGEL, Barbara: Plädoyer und Thesen für ein feministisches Bildungskonzept. In: Prengel, Annedore u.a. (Hrsg.): Schulbildung und Gleichberechtigung. Frankfurt/M. 1987, S. 121-129. – SCHIERSMANN, Christiane: Computerkultur und weiblicher Lebenszusammenhang. Zugangsweisen von Frauen und Mädchen zu neuen Technologien. In: Schriftenreihe Studien zu Bildung und Wissenschaft 49, Bonn 1987. – SCHÖN, Bärbel: Einige Überlegungen zur Professionalisierung der Erziehung. In: Heid, Helmut/Klafki, Wolfgang (Hrsg.): Arbeit – Bildung – Arbeitslosigkeit. Zeitschrift für Pädagogik, 19. Beiheft, Weinheim 1985, S. 386-392. – SENGHAAS-KNOBLOCH, Eva: Weibliche Arbeitskraft und gesellschaftliche Reproduktion. In: Leviathan 4 (1976), S. 543-558. – WERLHOF, Claudia von: Frauenarbeit: Der blinde Fleck in der Kritik der politischen Ökonomie. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 1 (1978), S. 18-32. – WETTERER, Angelika: Hierarchie und Differenz im Geschlechterverhältnis. Theoretische Ansätze zur Analyse der Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. In: Dies. (Hrsg.): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt/M. 1992, S. 13-40. – WETTERER, Angelika: Konstruktion und Alltagshandeln. Die (möglichen) Grenzen der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: Wetterer, Angelika (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt/M. 1995. – WETTERER, Angelika (Hrsg.): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt/M. 1995.